

Benedikt Zöchling

Thema 2

„Das schauerlichste aller Übel, der Tod, hat also keine Bedeutung für uns; denn solange wir da sind, ist der Tod nicht da, wenn aber der Tod da ist, dann sind wir nicht da.“

(Epikur. Zitiert nach: Wege zum Glück. Herausgegeben und übersetzt von Rainer Nickel. Düsseldorf/Zürich 2005, S. 117)

Diese Feststellung Epikurs bringt so herrlich logisch und einfach ein so emotionales und für den Menschen wichtiges Thema auf den Punkt. Und logisch gesehen hat er ja auch Recht. Warum haben wir Angst vor dem Tod? – Wir können ihn schlussendlich ja eh nicht verhindern.

Warum weinen wir so heftig bei Begräbnissen und halten rührende Reden und sprechen liebe Worte an die Verstorbenen? – Sie sind eben weg, so ist der Lauf des Lebens. Sie hören es ja sowieso nicht mehr.

Warum ist über Tod zu sprechen für viele so schwierig, warum ist das so ein großes Tabuthema? Weil es keine Bedeutung hat?

Warum haben auch Menschen, die sagen es gibt ein Leben nach dem Tod, ein Leben, das sogar weitaus besser ist als das jetzige, trotzdem Angst davor zu sterben und wollen es unbedingt verhindern?

Und warum fällt es uns so schwer, den nahenden Tod einer Schwerkranken einfach zu akzeptieren und hinzunehmen?

Warum tun wir alles, um den Tod eines Menschen zu verhindern, und nehmen dafür auch in Kauf, dass er im Krankenhaus liegend kaum Freiheiten und kein wirklich schönes Leben hat, anstatt ihn die Zeit, die ihm bleibt, einfach leben lassen, wie er das möchte?

Warum leben wir nicht nach dieser logischen Feststellung, die ja doch schon so lange existiert?

Ich denke ein Hauptgrund liegt darin, dass wir eben keine rein logisch denkenden Wesen sind. Was Epikur außer Acht lässt, ist die emotionale Seite des Menschen, die sich eben nicht mit dem Tod abfindet, die nicht einfach leben kann und will, ohne sich darüber Gedanken zu machen, dass es mit dem Leben dann eben einmal vorbei ist, und die sich nicht damit abfinden will, dass dann irgendwann einmal eben der Tod da ist und wir dann eben nicht mehr da sind. Diese emotionale Seite, die Angst vor dem Tod hat, durch die wir in unsichere, ängstliche Stimmung kommen, wenn wir das Wort nur lesen: TOD.

Und woher kommt diese Angst vor dem Tod? Man könnte es auch ganz einfach mit der Evolutionstheorie erklären. Die Angst vor dem Tod kann als tolle Strategie zur Art- und Selbsterhaltung gesehen werden. Wenn ich mich so sehr davor fürchte zu sterben, dann werde ich es auch um jeden Preis verhindern, dann will ich unbedingt überleben. Und wenn ich solche Trauer und

solchen Schmerz empfinde, wenn ein Artgenosse und besonders ein geliebter Mensch, ein Familienmitglied, ein Teil meines engsten sozialen Umfelds stirbt, dann werde ich dafür sorgen, dass das nicht eintritt. Dann versuche ich alles, um diesen Menschen zu schützen und am Leben zu erhalten. Schnöde erklärt sind also Trauer, der Schmerz über den Tod und die Angst vor dem Sterben einfach Strategien, die der Spezies Mensch geholfen haben, so erfolgreich zu überleben und die ganze Erde zu bevölkern. So gesehen sind sie einfach ein Teil in unserem Gehirn, der uns hilft, den Fortbestand unserer Gattung zu sichern. Aber irgendwie ist mir das deutlich zu wenig.

Was von außen betrachtet eigentlich zu viel Verwunderung führen müsste ist, dass auch Christen und Anhänger anderer Religionen mit Paradiesvorstellungen sich so vor dem Tod fürchten. Es heißt doch, dass nach diesem Leben ein besseres auf uns wartet. Nur wäre es dann nicht konsequent, dieses Leben sofort zu beenden und gleich ins ewige himmlische Leben überzugehen? Warum trauern und weinen die Leute auf christlichen Begräbnissen? Sie könnten sich doch, wenn man liest, was in der Bibel so steht, einfach mit dem Verstorbenen freuen, der jetzt in die bessere Welt übergeht, sie könnten ja fast mit der Toten mitgehen, die sie so sehr vermissen würden, um mit ihr im Himmel weiterzuleben.

Auch der Kirchenvater Augustinus zitiert in seinen Bekenntnissen genau diesen Satz von Epikur, der das Ausgangszitat dieses Essays ist. Als er über den Tod seiner Mutter Monica, mit der er eine sehr enge Verbindung hat und die ein sehr frommes, ja fast schon fanatisch religiöses Leben geführt hat, schreibt, nimmt er Bezug auf Epikur. Er will sich und seinen Sohn Adeodatus davon abhalten, am Totenbett zu weinen, denn Monica würde ja jetzt zu Christus kommen, eigentlich müsse man sich freuen. Doch auch dieser Heilige schafft das nicht. Gleich darauf schreibt er, dass er dann alleine unter einem Baum sitzend über den Tod der Mutter trauert. Er schämt sich dafür, aber er beweint den Tod, über den er eigentlich nach seiner eigenen Argumentation keine so starke Trauer empfinden dürfte. Man kann ihm jetzt Inkonsequenz vorwerfen, kann kritisieren, dass, wenn nicht einmal er selbst es schafft so sehr auf das ewige Leben zu vertrauen, dass er die Mutter getrost gehen lassen kann, an seiner Lehre nicht viel dran sein kann. Ich denke aber, dass er schlichtweg ein Mensch ist, dass es eben in der menschlichen Natur liegt, Schmerz und Trauer über den Tod Nahestehender zu empfinden, und dass eben auch so eine intensive Beschäftigung mit Religion und ein auf ein zukünftiges himmlisches Leben ausgerichtetes irdisches Leben diese menschliche Natur in Augustinus nicht ausgelöscht haben.

Die, für mich, entscheidende Frage im Umgang mit dem Tod ist „Was stirbt eigentlich, wenn wir sterben?“ Und, dass es auf diese Frage keine einfache, klare, endgültige Antwort gibt, das macht sie umso spannender. Wenn man sich mit dieser Frage beschäftigt, kommt man gezwungenermaßen zu ganz grundlegenden Fragen der Philosophie. Um zu überlegen „Was an mir wird sterben?“, muss

man erst einmal überlegen „Was an mir lebt eigentlich? Was macht mich aus? Was bin ich (wenn ich denn überhaupt bin)?“ Und diese Überlegungen können zu interessantem „Herumphilosophieren“ führen. Die können „vom Hundertsten ins Tausendste“ führen und bringen, zumindest bei mir, keine klare Antwort hervor. Ob wir eine unsterbliche Seele haben, die diesen Körper nur als Hülle hat, ob wir ein Produkt des Zufalls sind, das eben im Laufe der Zeit so entstanden ist, ob das, was wir wahrnehmen, wirklich genau so existiert, wie wir es wahrnehmen, ob wir wirklich sind, was wir zu sein glauben, ob überhaupt etwas existiert, ob wir vielleicht nur ein Gedanke sind, ob alles nur Täuschung ist, ob es mehr gibt als das, was wir kennen, ob die Religionen, die sagen, es gibt ein Weiterleben nach dem Tod, die sagen, es gibt etwas, das größer und mächtiger und für uns ungreifbar ist, Recht haben, oder ob andere, wie Platon mit seiner Anamnesis-Theorie, der Wahrheit nahe kommen, oder ob ich mir einfach zu viele Gedanken mache und einfach dieses Leben genießen soll und akzeptieren, dass es das dann war, dass dieses Leben schon so schön und wundervoll ist, dass man nicht mehr braucht. Und hier sind wir nicht mehr im Bereich des Wissens. Hier kann man nicht mehr behaupten, genau so und nicht anders ist es. Hier kann man nichts beweisen. Hier geht es ums Glauben, geht es ums Rätseln, geht es um Vermutungen und Vorstellungen. Und das ist für mich, für einen Menschen, der eigentlich immer alles wissen will und allem auf den Grund gehen will, einerseits komplett unbefriedigend und gleichzeitig auch extrem reizvoll und spannend und voller Anziehung.

Und an diese Frage, wie man sich denn sieht, was und wie man denn glaubt zu sein, knüpft die Frage an, wie der Tod sein könnte, was von einem durch den Tod verloren geht, was unwiederbringlich weg ist und was bleiben könnte. Wenn ich glaube, dass unsere Seele weiterlebt und dass diese Seele das ist, was uns ausmacht, dann habe ich den Tod eigentlich nicht zu fürchten. Wenn ich meine, dass es mit dem Tod aus und vorbei ist, dass alles, was ich bin, damit vergeht, dann ist der Tod endgültig, dann ist er eine Gefahr, ist ein Übel. Manche tröstet es, indirekt weiterzuleben in den Werken, die sie vollbracht haben, in dem, was sie geleistet haben. Ich frage mich dann, ob mir das etwas bringt, ob es mir Befriedigung verschafft, wenn ich davon nichts mehr merke.

Egal wie man diese Fragen „Was macht mich aus?“ und „Was stirbt, wenn ich sterbe?“ für sich beantwortet, bleibt die Ungewissheit. Es bleibt die Unsicherheit, dass man nicht genau weiß, wie der Tod ist und was er mit sich bringt. Der Tod ist etwas Unbekanntes, etwas Ungreifbares, Geheimnisvolles, und das bleibt er unser ganzes Leben lang. Und diese Ungewissheit kann zu Angst führen und auch sie verleiht dem Tod Bedeutung.

An Epikurs Zitat fällt mir auch auf, dass es eine feste Aussage ist. Er schreibt „[...] der Tod, hat also keine Bedeutung für uns; [...]“. Er lässt hier keinen Spielraum, keinen Platz für Zweifel. Er setzt das so fest. Aber sollte es nicht eher heißen, er „sollte keine Bedeutung haben“, oder „darf eigentlich keine

Bedeutung haben“ oder dass es eben eigentlich unlogisch ist, dass der Tod so eine große Bedeutung hat? Denn, dass der Tod keine Bedeutung hat, das stimmt ja so nicht. Hätte der Tod wirklich, wie Epikur sagt, keine Bedeutung für uns, dann macht es doch auch keinen Sinn, dass er darüber schreibt. Wenn dem so wäre, dann würden sich doch auch nicht so viele Menschen damit beschäftigen. Ich selbst beweise ja auch hier und jetzt gerade, dass der Tod eine Bedeutung hat, zumindest für mich, denn ich schreibe diesen Essay, der sich mit dem Tod beschäftigt, und ich denke darüber nach und ich grübele und bin ganz unruhig, weil ich das Thema so spannend finde, weil es für mich eine so große Bedeutung hat.

Was ich mich in Bezug auf das Zitat auch frage: Wäre es eigentlich ein Ziel, das wirklich sagen zu können? Würde ich es gerne schaffen, mit dieser Einstellung durchs Leben zu gehen? Irgendwie schon, denn es wäre ein sorgenfreieres, leichtes Leben. Es würde vieles einfacher machen und es stimmt ja: der Tod ist eine Tatsache, mit der wir uns schlussendlich abfinden müssen. Wir können nicht für unbegrenzte Zeit so auf dieser Welt leben. Der Tod existiert, und damit müssen wir leben, damit müssen wir umgehen und es bringt schlussendlich nichts, ihn als schauerliches Übel zu sehen. Er darf nicht zu viel Platz in unserem Leben einnehmen, denn das macht das Leben weniger lebenswert.

Doch das befriedigt mich nicht wirklich. Dem Tod einfach keine Bedeutung zukommen zu lassen, ihn einfach außen vorbei lassen, das will ich nicht. Es gefällt mir nicht zu sagen: „Naja, dann bin ich eben nicht mehr da.“ Mich stört diese Aussage ungemein. Und noch schlimmer finde ich das Anderen gegenüber. Bei einem Begräbnis eines mir wichtigen Menschen einfach stoisch und unberührt dazustehen und zu sagen: „So ist es eben. Er/Sie ist jetzt nicht mehr da. Der Tod hat keine Bedeutung“, das wäre das Letzte. So kann, will und werde ich nie sein. Das wäre kalt und gefühllos. Und selbst wenn ich es wollte und sage, dass mir der Tod egal ist, dass er keine Bedeutung für mich hat, selbst dann, und da bin ich mir ziemlich sicher, würde ich, wenn es dann so weit ist, es nicht einfach so hinnehmen. Ich würde es nicht schaffen, nicht beunruhigt, verängstigt und traurig im Angesicht des Todes zu sein, und mich mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln wehren. Denn ich will leben! Und dass dieses Leben hier einmal vorbei ist, das weiß ich zwar, aber der Gedanke daran gefällt mir gar nicht. Ich beschäftige mich jetzt nicht dauernd intensiv mit dem Tod. Er hat keine zentrale Bedeutung für mich, aber er hat eine und ich gebe es auch zu: Ich habe Angst vor dem Tod.

Denn neben der logischen, analytisch denkenden Seite in mir, die dieses Zitat absolut versteht, nachvollziehen kann und für richtig erachtet, gibt es da auch noch die emotionale Seite, die das nicht so hinnehmen kann und will, die sich an dieser Aussage massiv reibt, die während des Schreibens hier komplett unruhig ist und die es einfach stört, dem Tod keine Bedeutung zukommen zu lassen.